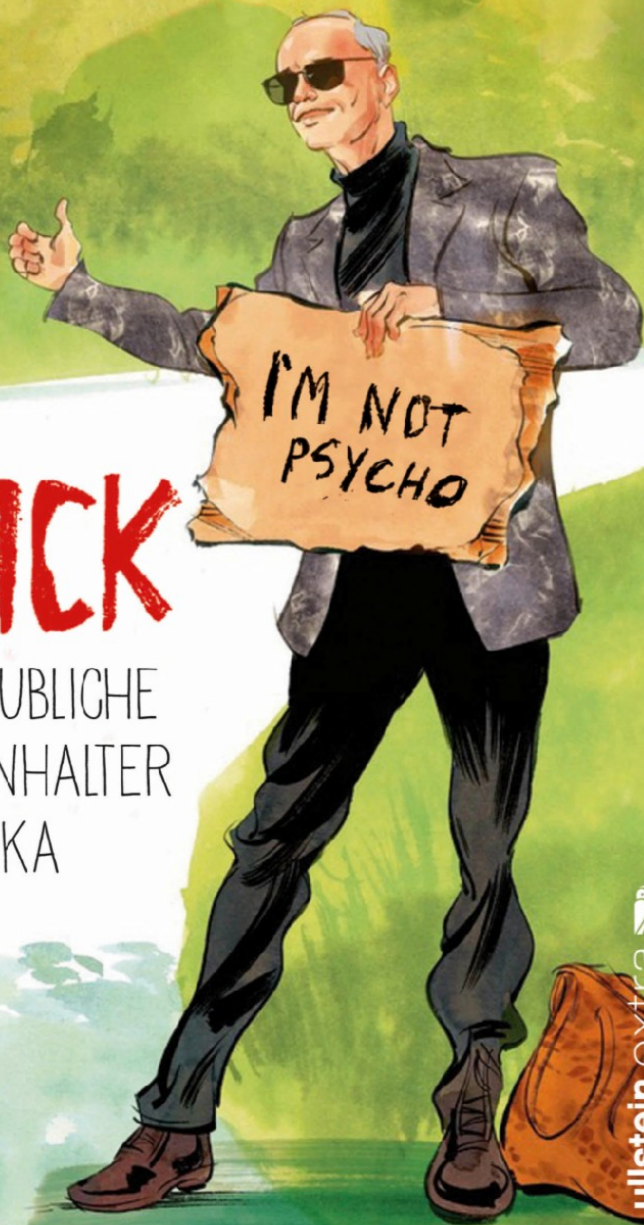


JOHN WATERS



CARSICK

MEINE UNGLAUBLICHE
REISE PER ANHALTER
DURCH AMERIKA

John Waters
Carsick

JOHN WATERS

CARSICK

MEINE UNGLAUBLICHE REISE
PER ANHALTER DURCH AMERIKA

Aus dem Amerikanischen von
Nicolai von Schweder-Schreiner

ullstein extra

Die Originalausgabe erschien erstmals im Juni 2014
unter dem Titel *Carsick* bei Farrar, Straus and Giroux, New York.

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Ullstein extra ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein-extra.de

ISBN 978-3-86493-033-1

© 2014 by John Waters
© der deutschsprachigen Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Minion
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

FÜR MEINE SCHWESTERN KATHY UND TRISH
UND IM GEDENKEN AN MEINEN BRUDER STEVE

INHALT

Prolog: Geht's in meine Richtung?	9
Das Beste, was mir passieren kann	23
Das Schlimmste, was mir passieren kann	139
Wie es wirklich war	221
Playlist	361
Danksagung	363

PROLOG: GEHT'S IN MEINE RICHTUNG?

Ich war lange nicht mehr so aufgereggt und nervös. Vielleicht noch nie. Gerade habe ich einen Vertrag für ein Buch unterschrieben, mit dem wahrscheinlich kürzesten Pitch aller Zeiten. Ich, John Waters, werde allein per Anhalter von meinem Haus in Baltimore bis zu meiner Wohnung in San Francisco fahren und aufschreiben, was passiert. Klingt simpel, oder?

Bin ich komplett bescheuert? Brigid Berlin, in den Sechzigern gefährlichster und glamourösester von Andy Warhols Superstars, meinte neulich zu mir: »Wie kann ich mit siebzig noch angesagt sein?« Gute Frage. Okay, ich kann immer noch behaupten, ich sei »zwischen zwei Filmen«, wie man in Hollywood sagt, aber als sogenanntem Kultfilm-Regisseur ist mir schon lange klar, dass ich nicht nur einen Plan B brauche, der einen ähnlichen Stellenwert für mich hat wie Filme drehen, sondern auch einen Plan C, D und E. Aber Plan T für »Trampen«? Meine Güte, ich bin sechsundsechzig Jahre alt.

»Du hast dein ganzes Leben lang hart gearbeitet, um einen gewissen Komfort zu erreichen, warum willst du jetzt so etwas *Unkomfortables* tun?«, fragte mich Marianne Boesky, meine New Yorker Kunsthändlerin, als ich ihr von meinem »Undercover-Reiseabenteuer« erzählte, wie der Verlag mein neues Buch anpreist. Ein Schauspieler, der in meinen ersten Filmen mitgewirkt hat und vor kurzem eine Zeitlang obdachlos war, reagierte noch aufgebracht, als ich andeutete, ein

Anhalterbuch schreiben zu wollen. »Kein Mensch wird dich mitnehmen«, warnte er mich und erzählte, er habe selbst letztes Jahr notgedrungen versucht, in Florida zu trampeln. »Niemand nimmt heute noch Anhalter mit«, schimpfte er. »Niemand!«

Selbst erfolgreiche Hipster reagierten schockiert, als ich ihnen meinen Plan anvertraute. »War nett, dich kennengelernt zu haben«, brummelte ein befreundeter kalifornischer Fotograf scherzhaft bei einem Abendessen, als er feststellte, dass er mich nicht vor Ende meiner Hobo-Homo-Reise wiedersehen würde. Mein Gott, fragte ich mich, ging es mir etwa wie JFK auf den kürzlich veröffentlichten geheimen Tonbandaufnahmen aus dem Weißen Haus, auf denen er seinen ersten Tag nach der Rückkehr aus Dallas plant und dazu bemerkt, was für ein »harter Tag« das werden würde? Von seiner Ermordung ahnte da noch keiner was. Wenn der gewusst hätte.

Was will ich eigentlich beweisen? Also, langweilen tue ich mich nicht. Neulich lernte ich eine ehemalige Strafgefangene kennen, die behauptete, ihre kriminelle Vergangenheit hätte nichts mit einer schwierigen Kindheit zu tun, sondern allein mit ihrer »Lust auf Abenteuer«. Die habe ich auch. Kicks eben. Aber bin ich nach fünfzehn Filmen und sechs Büchern nicht eigentlich zufrieden? Meine Karriereträume sind schon vor Jahren in Erfüllung gegangen, und was ich jetzt mache, ist auch nicht schlecht. Sollte ich mich nicht zur Ruhe setzen, statt den Daumen rauszuhalten? Aber wozu zur Ruhe setzen? Um verrückt zu werden?

Kann mir etwas passieren? Ich weiß, dass Serienmörder regelmäßig Anhalter aufsammeln und umbringen, aber sind die Opfer bedauerlicherweise nicht meistens junge Nutzen?

Ja, ja, ich habe von Herb Baumeister gehört, dem »Würger von der I-70«, der mindestens sechzehn Männer stranguliert hat, aber die hat er in Schwulenbars aufgegabelt, nicht an Raststättenauffahrten. Ich muss allerdings zugeben, dass ich selbst ein paar ziemlich durchgeknallte Trucker kenne. Einer von ihnen muss einiges Stirnrunzeln bei meinen Nachbarn ausgelöst haben, als er mich besuchen kam und seinen Sattelzug in der kleinen Straße vor meinem Haus parkte, womit er praktisch den halben Block blockierte. Er ist lustig und sexy und hetero, aber ein echter Freak, und er erzählt gern Horrorgeschichten von unterwegs. Wie er auf Speed junge Ausreißerinnen mitnimmt und sie hinten in seinem Truck vögelt oder mit einem Beutel fremdem, cleanem Urin für eventuelle Drogentests mit Vollgas durch die Nacht rast und dabei in einen Strumpf masturbiert. Lachend gestand er mir, manchmal nichtsahnenden Vorstädtern eine riesige Ladung Kies auf den Rasen zu schütten, wenn eine Wiegestation vor ihm liegt und er weiß, dass er zu schwer geladen hat. Was, wenn mich so jemand mitnimmt?

Kann ich wirklich auf die strikte Tagesplanung verzichten, an die ich mich im normalen Leben so gewöhnt habe? Ich? Der ultimative Kontrollfreak, der Wochen im Voraus plant, wann er Süßigkeiten essen darf? Klar habe ich die Route für den Trip genau geplant und meine zu wissen, wie viele Raststätten es auf dem Weg gibt und wie weit sie auseinanderliegen, na und? Soll ich wirklich aussteigen, wenn eine Mitfahrgelegenheit vom Weg abweicht, aber trotzdem Richtung Westen fährt? Ich finde zwar nicht, dass man es sich *nicht* immer aussuchen kann, sollte aber die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass ich mich irre.

WIR SIND ALLE TRAMPS stand auf einem linksradikalen Poster, das ich in den Sechzigern, als ich noch bei meinen Eltern wohnte, an der Wand hängen hatte. Ich weiß noch, wie mein Vater sich darüber aufregte. Ein Tramp. Das war in seinen Augen das Allerletzte. Kann ich jetzt, wo er traurigerweise von uns gegangen ist, endlich einer werden? Ein Vagabund? Ein Schmarotzer? Kann man ein Landstreicher sein, wenn man drei Häuser und Wohnungen besitzt und sich den Sommer über in Provincetown einmietet? Wird dieses Buch so etwas wie eine Neuauflage des inzwischen veralteten, aber enorm einflussreichen Sachbuchs *Black Like Me* von 1961, in dem der weiße Autor John Howard Griffin als Schwarzer verkleidet per Anhalter und Bus den Süden durchkreuzt, um zu erfahren, wie es sich anfühlt, diskriminiert zu werden?

Ich habe genauso viel Angst wie der Mann in *Black Like Me*. Aber vor anderen Sachen. Schlechten Fahrern zum Beispiel. Es wundert mich, dass nicht jeden Tag jeder, der Auto fährt, dabei umkommt. Wenn man bedenkt, wie schnell die Leute direkt nebeneinanderher rasen. Und dabei auch noch SMS schreiben oder telefonieren. Oder einfach nur fahren wie die letzten Idioten! Niemand fährt wirklich sicher. Ich fürchte, mein unwillkürliches Beifahrergehabe wird den Leuten nicht gefallen. Wenn ich »Langsamer!« brülle oder auf imaginäre Bremsen steige, ist man mir dann wohl böse? Ich steige nie vorne ein, solange ich nicht hinterm Steuer sitze – außer in australischen Taxis, nachdem ich irgendwo gelesen habe, dass sie einen da für hochnäsigen halten, wenn man hinten sitzt. Wenn man in Baltimore, wo ich lebe, vorne einsteigt, denken sie, man will sie überfallen, und knallen einen wahrscheinlich ab.

Letztendlich habe ich einige Erfahrung als Anhalter. Man kann sich das heute kaum vorstellen, aber Anfang der Sechziger ließen mich meine Eltern jeden Tag von der Highschool nach Hause trampen. Das machten alle. Die Straßen waren voll von schick angezogenen Teenagern mit ausgestrecktem Daumen und Lacrosse-Schläger über der Schulter. Ich bin sicher, dass damals schon genauso viele Serienmörder unterwegs waren wie heute, es bekam nur niemand mit. Niemand warnte uns vor den Gefahren des Trampens. Davon, dass überall das Böse lauere, war jedenfalls keine Rede.

Natürlich gab es Perverse, und ich hatte jedes Mal einen Ständer und hoffte, einer von ihnen würde mich mitnehmen und mir einen blasen. Was auch oft geschah. Auf dieser Reise werde ich es vermutlich immer noch wollen, aber statt einem Ständer habe ich wohl eher Viagra in der Tasche. Ist Trampen per se schwul? Sind nicht Fernfahrer kneipen und trampende Schlägertypen in Levi's-Klamotten Grundbestandteil von Pornofilmen? Meine geplante Route ist die I-70 West, und sollte mich tatsächlich jemand in die Richtung mitnehmen, dann werde ich herausfinden, ob es die Kansas City Trucking Company wirklich gibt – oder ob es nur der Name eines fiktiven Unternehmens im gleichnamigen Schwulenklassiker von Joe Gage war. Ich bin auf einer Reise von El Paso nach Marfa, Texas, an der echten El Paso Wrecking Corp. vorbeigefahren – so hieß die Fortsetzung von Gages Film – und fast vom Highway abgekommen. Sollte es diese Trucking Company wirklich geben, könnte ich mich vielleicht dort absetzen lassen und mich mit den Leuten anfreunden.

Als junger Mann bin ich auf allen fünf großen Interstates kreuz und quer durchs Land gefahren und fand es immer

toll. Wir überführten Wagen von einem Ende der USA ans andere, ließen uns von den Besitzern die Schlüssel geben und mussten nur noch das Benzin zahlen. Ich weiß noch, wie ich mit ein paar Freunden (David Lochary, Steve Butow und David Hartman) in Minneapolis stoned auf einen wunderschönen Sonnenuntergang zufuhr und dabei »America the Beautiful« sang. Im Nachhinein wundert es mich, dass man uns die Wagen anvertraute, so wie wir damals aussahen, aber auch wenn wir gegen die Regeln verstießen, indem wir andere Leute (und Drogen) mitnahmen, lieferten wir die Wagen immer heil ab. Wenn ich es mir allerdings genau überlege, haben wir nie Tramper mitgenommen, und das war auf dem Höhepunkt der Hippiezeit. Warum also sollte jetzt, 2012, jemand bei mir anhalten?

Wenn ich in Provincetown bin, trampe ich immer noch nach Longnook, den schönsten Strand in Truro (zirka fünfzehn Kilometer entfernt). Normalerweise verabrede ich mich dazu. Der Autor Philip Hoare, die Künstlerin und Sängerin Kembra Pfahler, der verstorbene, großartige Kunsthändler Colin de Land, sie alle standen mit mir am Highway. Und im Grunde gab es nie ein echtes Problem. Einmal war ich mit der Fotografin Henny Garfunkel unterwegs, die mit ihrer extremen Frisur und ihren atemberaubenden Outfits Kinder zum Weinen bringen kann, als ein Mann extra einen U-Turn machte, um uns mitzunehmen – was nie ein gutes Zeichen ist. Wie immer stieg ich vorne ein und sie als Frau hinten. Im Wagen roch es, als würde der Mann darin leben. Ich hatte plötzlich eine Szene aus *Pink Flamingos* vor Augen, in der Mink Stole zu ihrem Mann, gespielt von David Lochary, sagt, sie habe keine Lust mehr, »immer nur rumzufahren« und

nach Anhalterinnen Ausschau zu halten, um sie zu kidnapen, vergewaltigen und schwängern zu lassen und dann die Babys auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen.

»Seht ihr die Plakette da?«, fragte unser irgendwie unheimlich wirkender Fahrer. »Ja«, antwortete ich zögerlich und warf einen Blick auf den Aufkleber der Abgasuntersuchung, der innen in der Windschutzscheibe klebte. »Hab ich selbst gemalt«, kicherte er und grinste schmierig. Ich drehte mich zu Henny um, die panisch die Augen aufgerissen hatte, aber am Ende war alles nur falscher Alarm, und er brachte uns ohne Zwischenfälle zum Strand.

Manchmal, wenn ich allein irgendwo mitfahre, bin ich mir nicht sicher, ob die Leute mich erkennen. »Wer ist der Mann da?«, fragte einmal ein Junge seine Eltern, nachdem ich eingestiegen war. Er hatte tatsächlich noch nie von Anhaltern gehört. »Und warum sitzt er in unserem Auto?«, wollte er als Nächstes wissen, während ich mich unter seinem feindseligen Blick wand und ihm zu erklären versuchte, was Trampen ist.

Ein anderes Mal hielt ein gutaussehender, langhaariger Piratentyp in einem Pick-up, und als ich gerade vorne einsteigen wollte, lächelte er und sagte: »Sorry, du musst leider hinten mitfahren. Hier vorne sitzt mein Hund.« Ha! Angesichts seines großartigen wilden Hippielooks ließ ich mich gern auf meinen Platz verweisen und kletterte fröhlich auf die offene Ladefläche. Ich war begeistert, der Kerl war einfach wahnsinnig sexy, auch wenn ich sein schönes langes Haar nur von hinten sehen konnte, als er in Richtung Provincetown losfuhr.

Noch schräger war es, als die Leute vom Fernsehsender

A & E für ihre *Biography*-Reihe einen Beitrag über mich machen wollten und mich fragten, ob sie mich beim Trampen in Provincetown filmen könnten, worauf ich mich widerwillig einließ. Die Crew versteckte sich im Gebüsch, und als jemand anhielt, sprangen sie in ihren Bus und folgten uns. Der nette Fischer aus der Gegend, der mich mitnahm, erkannte weder mich, noch bemerkte er die Crew. Während ich nervös beobachtete, wie die Kameramänner aus den Fenstern hingen und uns filmten, sagte ich unauffällig zu meinem Fahrer: »Schauen Sie jetzt nicht zur Seite, aber da ist eine Filmcrew, die uns aufnimmt.« – »Okay«, antwortete er mit einem vollkommen unbeeindruckten Schulterzucken und ließ mich zehn Minuten später am Strand raus. Selbst als die Crew aus ihrem Bus sprang, um mich beim Aussteigen zu filmen, kümmerte er sich nicht um die Kameras. Ein echter Profi.

Einmal war ich zum Trampen mit Patricia Hearst verabredet. Wir liefen von Provincetown in Richtung Route 6, und es hielt sofort jemand an, obwohl ich nicht glaube, dass der Fahrer uns erkannt hatte. Erst als wir eingestiegen waren, ich vorne, sie hinten, sah er mehrmals zu mir rüber und fragte schließlich: »Sind Sie nicht John Waters?« Ich bejahte, und als er in den Rückspiegel schaute, sagte ich: »Und das ist Patty Hearst.« Er wirkte total schockiert, schien aber zu begreifen, dass sie es *wirklich* war. »Er hat mich dazu gezwungen«, meinte Patty trocken. Was für ein Improvisationstalent. Von da an waren wir so etwas wie ein Tramper-Comedy-Duo.

Die Rückfahrt war schon schwieriger, weil wir uns direkt an die Route 6 stellen mussten, wo die Autos nur so vorbeiflitzen, also die Königsdisziplin sozusagen. Wir standen eine ganze Weile da, und ich merkte, dass Patty allmählich ner-

vös wurde, vor allem, als dann endlich jemand anhielt, der Fahrer aber meinte, wir sollten auf halbem Wege in North Truro zu einem Freund »umsteigen«. Ihr Mann Bernie, den ich wirklich gern mag, der aber auch Sicherheitschef der Hearst Corporation ist, reagierte später leicht beunruhigt, als sie ihm von unserem Abenteuer berichtete. »Also wirklich, John«, beschwerte er sich, »hat sie nicht schon genug durchgemacht?!« Ich denke, er hatte recht. Aber was war mit mir?

Gibt es so etwas wie »unberühmt«? Wenn ja, dann will ich es auf dieser Reise sein, um notfalls gleich wieder auf »berühmt« umzuschalten. Zu zirka 80 Prozent werde ich in der Öffentlichkeit erkannt, aber wenn nicht, also in den übrigen 20 Prozent der Fälle, werde ich echt sauer, wenn ich sehe, wie schäbig manche Menschen jeden Tag behandelt werden. Und wenn Verkäufer oder Angestellte einer Fluggesellschaft mich dann doch noch erkennen und plötzlich nett sind, nachdem sie vorher total unfreundlich waren, kann ich auch ganz schön grantig werden.

Wie wird mein sogenannter Ruhm oder das Gegenteil davon mein Leben als Tramp von Küste zu Küste beeinträchtigen? Kann das einfache Leben auf der Straße und das Daumen-Rausstrecken an Highway-Auffahrten meinem Selbstbild als glamouröser David Niven aus der Gosse gerecht werden? Wer soll mich überhaupt bei 110 km/h erkennen? Und selbst wenn, wer würde denken: »Oh, da steht ja John Waters, der berühmte Filmmacher, mitten in Utah am Straßenrand«? Und falls sie mich kennen, glauben sie dann, dass ich es wirklich bin oder nur ein John-Waters-Imitator? Was ich auf eine Art ja auch bin ... nur in älter.

In jedem Fall nehme ich Pappschilder mit. Ein Requisit

aus der Zeit der Weltwirtschaftskrise, das bei mir immer gut funktioniert hat. Nicht gleich SAN FRANCISCO ODER STIRB, einfach nur I-70 WEST und auf der Rückseite SAN FRANCISCO, im Doppelpack. Und für alle Fälle auch so eins, wie ein Bekannter von mir tatsächlich mal bei einem Anhalter in einer dieser nordkalifornischen Hanf-Anbau-Städte gesehen hat: ICH BIN KEIN PSYCHO. Wenn das kein psychologisches Profil ist. Kann natürlich sein, dass irgend-ein Spinner das Schild sieht, sich denkt, »Tja, ich schon!«, und kichernd rechts ranfährt, aber generell möchte ich doch lieber an das Gute im Menschen glauben.

Ich werde mir keine lächerlichen Regeln auferlegen. Soll heißen, ich nehme Geld und Kreditkarten und Handy mit und übernachte im Motel, falls niemand so freundlich sein sollte, mich zu sich nach Hause einzuladen. Allerdings: Tabu sind Touristenorte und Besuche bei Freunden. Das hier ist ein absurder Abenteuertrip, keine Rundreise. Manche meinten, auf den Nebenstraßen stünden die Chancen besser, dass mich jemand mitnimmt, weil die Leute dort »etwas zu verbergen haben«, aber bin ich vielleicht scharf darauf, bei einem Dealer oder Drogenkurier mitzufahren, der ein paar Kilo Heroin im Chassis versteckt hat? Sollte ich mitten in der Nacht irgendwo festhängen, werde ich alles tun, um zu überleben – falls nötig, rufe ich mir sogar eine Limousine. Und eins weiß ich: Ich fahre auf keinem Motorrad mit.

Ich schätze mal, die Umgangsformen von Anhaltern sind eine Grauzone. Was, wenn jemand nicht Auto fahren kann? Soll ich anbieten zu übernehmen, wenn jemand am Steuer einschläft und sich weigert, kurz für ein Nickerchen anzuhalten? Was, wenn man mich nicht lässt? Mit »Hey, aufwachen!«

kommt man meist nicht weit, und wie oft schafft man es, in letzter Sekunde ins Steuer zu greifen, wenn jemand weggeknickt ist und mit Vollgas über die Standspur auf eine Familie zurast, die um ihren Wagen herumsteht und den Reifen wechseln will? Oh Gott, was, wenn ich beim Reifenwechsel helfen soll?! Ich habe keine Ahnung, wie das geht. Wenn ich einen Reifen wechseln müsste und es ginge um Leben oder Tod, ich wäre tot.

Darf ich eigentlich selbst während der Fahrt schlafen? Irgendwie käme mir das unhöflich vor. Nehmen die Leute nicht Tramper mit, um jemanden zum Reden zu haben? Jemanden, den sie anlechnen können? Bei dem sie Luft ablassen können? Außerdem, wenn ich einschlafe, fahren sie womöglich von der Hauptstraße ab, um mir an einem geheimen Satanistentreff den Kopf abzuschneiden und ihn auf einen Stock zu speißen.

Wie sagt man nein, wenn an einem einsamen Highway ein Wagen hält, man eine Viertelmeile hinterherrennt und dann sechs schwarze Gangstertypen drinsitzen? Sehen Sie? Jetzt werde ich schon rassistisch und kriege natürlich gleich Gewissensbisse. Es könnten doch ganz normale Collegestudenten sein oder Freiheitskämpfer aus den sechziger Jahren, die in einer mysteriösen *Twilight-Zone*-Zeitschleife feststecken. Oder eine meiner Lieblings-Hiphop-Gruppen. Vielleicht sogar Fans meiner alten Sendung *'Til Death Do Us Part* auf Court TV? Aber wenn sie das nicht sind und ich Ärger rieche, was sage ich dann? »Ich drehe eine Reality Show, wir werden gerade von einer Satellitenkamera gefilmt«? Vielleicht würden sie mir das sogar abnehmen! In Wirklichkeit würde ich wahrscheinlich stammeln: »Hey, Homie, danke

fürs Anhalten«, mich mit auf den Beifahrersitz quetschen und so tun, als hätte ich keine Angst.

Und wenn alles schiefgeht? Wenn niemand mich mitnimmt? Wenn ich ausgeraubt werde? Oder zusammengeschlagen? Bis dahin habe ich schon den halben Vorschuss für mein Buch bekommen, es gibt also kein Zurück. Soll ich die Kohle auf einem Sparkonto anlegen, an das ich vorher nicht rankomme, nur für den Fall, dass ich den Schwanz einziehe? Würde ich es wagen, meinen Verleger Jonathan Galassi anzurufen und ihm meine Feigheit einzugestehen, meine literarische Rückgratlosigkeit? Allein bei dem Gedanken, wie erniedrigend es wäre, meine Trashpapst-Krone derart beschmutzt zu sehen, kriege ich Gürtelrose, was immer das ist.

Vielleicht könnte ich mir das ganze Buch auch einfach ausdenken und behaupten, ich hätte alles erlebt. Wie soll das jemand rauskriegen? Es hat Jahre gedauert, bis Experten entdeckten, dass John Steinbecks angeblicher Reisebericht *Die Reise mit Charley*, ein positiv besprochener (und heute noch gedruckter) Bestseller von 1962, in Wirklichkeit kompletter Bullshit war. Statt in seinem Pick-up quer durchs Land zu fahren, auf Campingplätzen zu übernachten und mit den Einheimischen zu plaudern, wie es der Autor behauptet hat, ist er gar nicht allein gewesen, hat in Motels und Luxushotels übernachtet und sich die Gespräche ausgedacht. In einem Artikel der *New York Times* wurde vor nicht allzu langer Zeit der Autor Bill Barich zitiert, demzufolge »jeder ihm (Steinbeck) von dem Trip abriet«. Er war zu alt und »versuchte, seine Jugend zurückzuholen, den Geist fahrender Ritter«. Hoppla. Bin ich das?

Nee. Ich glaube nicht, dass ich lügen könnte. Ich weiß

nicht, ob ich in meinem Alter noch ein JT LeRoy sein möchte, und abgesehen davon ist so ein literarischer Fake eine der unschönsten Möglichkeiten, sich ins Gespräch zu bringen. Warum soll ich es nicht einfach wagen, und bevor es losgeht, male ich mir das Beste aus, was mir passieren kann? Und danach das Schlimmste. Jeweils als eine Art Novelle. Und nachdem ich mich auf dem Papier ausgetobt habe, gehe ich hinaus in die Welt, probiere das Ganze in echt aus und kehre hoffentlich lebend zurück, um davon zu berichten. Fiction. Non-Fiction. Und dann die Wahrheit. Alles beängstigend. Na los, John, spring.

DAS BESTE, WAS MIR
PASSIEREN KANN

EINE NOVELLE

GUTE FAHRT NR. 1

HARRIS

Ein schöner Frühlingstag in Baltimore – perfekte 20 Grad am Morgen. Ich beschließe, vierundzwanzig Stunden früher loszufahren, als sie im Büro glauben, um so die nervösen Abschiedsgrüße zu umgehen. Susan, meine langjährige Assistentin, die mein Schund-Imperium mit eiserner Faust regiert, hat dieses Abenteuer immer für eine abstruse Idee gehalten, weiß aber, dass ich genauso stur sein kann wie sie, also hat sie es schon lange aufgegeben, mich davon abhalten zu wollen. Trish, meine andere Vollzeitassistentin, die dieses Buch transkribieren wird (ich schreibe per Hand auf einem Notizblock, und sie überträgt es dann in den Computer), kann sich schon eher damit anfreunden, da sie selbst mal eine jugendliche Ausreißerin war. Jill, die mir in künstlerischen Fragen hilft, scheint total dafür zu sein. Meine Buchhalterin Doralee überrascht nichts mehr, was in unserem Büro passiert, sie weiß aber, dass ich mir auch als Anhalter für jeden Penny, den ich ausbebe, einen Beleg geben lasse, schließlich kann niemand behaupten, dies sei keine Geschäftsreise. Und Margaret, meine Haushälterin, habe ich noch nie so laut lachen gehört wie an dem Tag, als ich ihr meinen Plan gestand.

Bevor ich zur Tür hinausgehe, drehe ich mich noch mal um und sehe den Fuchs, der auf meinem Grundstück lebt, zufrieden durchs Gehölz streifen, was ich als gutes Omen betrachte. Ich stelle die Alarmanlage an und verabschiede mich

mit einem Gefühl von ... na ja, Abenteuer. Ich laufe durch unsere kleine Straße und bin froh, dass die Nachbarn mich nicht mit meinem Anhalterschild sehen oder fragen, warum ich zu Fuß und ganz offensichtlich mit einer Reisetasche unterwegs bin. An der Ecke Charles Street strecke ich den Daumen raus und halte mit der anderen Hand das Schild mit der Aufschrift I-70 WEST hoch, das Jill mir gemalt hat. »Die Buchstaben dürfen nicht *zu* künstlerisch aussehen und auf keinen Fall irgendwie bedrohlich nach dem Motto HALTET MICH AUF, BEVOR ICH WIEDER TÖTE«, hatte ich sie gebeten, und das hat sie auch beherzigt. Ich komme mir in keinsten Weise lächerlich vor, eher mutig.

Ich kann es nicht glauben. Der erste Wagen, der vorbeikommt, hält direkt an – ich laufe also hin und steige ein. Ein Kunsthochschultyp in brauner Jeans und einem alten Charles-Theater-T-Shirt sitzt hinterm Steuer eines so unscheinbaren Autos, dass ich ihn fragen muss, was für ein Modell es ist. »Ein gebrauchter VW Passat von 1999«, antwortet er mit der freundlichsten Stimme, die man sich vorstellen kann. Ich fühle mich sofort gut aufgehoben. Obwohl er mich erkennt, scheint er sich nicht zu wundern, dass ich trampe. »Wow, John Waters. Ich bin ein Fan von Ihnen«, verkündet er unaufdringlich. Er ist so taktvoll, mich nicht zu fragen, wo ich hinwill, stattdessen sagt er: »Ich fahre bis West Virginia, falls das hilft.« »Auf jeden Fall«, erwidere ich, erleichtert, so an dem vertrackten Kreuz vorbeizukommen, wo die I-70 auf den Baltimore-Ring trifft und man sich nirgends hinstellen kann.

»Haben Sie Gaspar Noés *Enter the Void* gesehen?«, fragt er mit der Begeisterung eines echten Filmfreaks. »Klar – der

beste Film übers Drogennehmen, den es gibt!«, antworte ich und freue mich, dass er über andere extreme Filme reden will als meine. »Der Director's Cut gefällt mir am besten«, fährt er fort. »Da ist das Endlose noch stärker, wie bei einem LSD-Trip.« »Ich kenne Gaspar«, erwähne ich. »Wenn man seine Filme gesehen hat, wundert man sich, wie nett er ist.« »Ich liebe abgefuckte Filme«, schwärmt mein Filmfreund und dreht das Radio auf. Und was läuft? »Hitch Hike« von Marvin Gaye. Unglaublich!

Spinne ich, oder riecht es nach Ganja? Als Kiffer bin ich etwas aus der Übung. Zwischen 1964 und 1972 habe ich jeden Tag Gras geraucht, inzwischen aber nur noch selten, weil ich mir dann immer zu viele Gedanken um die banalsten Dinge mache. Aber manchmal, an einem Freitagabend in Provincetown im Sommer, wenn ich am nächsten Tag nichts zu tun habe, rauche ich ein bisschen was und »hebe ab«, wie mein junger Freund und Gelegenheitskiffer Frankie es nennt, wenn ich stoned anfangen, wirres Zeug zu reden und zu lachen. Und als guter Gastgeber habe ich natürlich überall ein bisschen Gras gebunkert, falls jemand Bedarf hat. Nicht mehr, als legal ist. Hoffe ich.

»Ich heiße Harris«, stellt er sich schließlich vor, und ich muss daran denken, dass das Divines richtiger Vorname ist, lenke das Gespräch aber lieber nicht auf meine alte Schauspielergemeinschaft, die Dreamlanders. Harris sieht gut aus und wirkt entspannt, etwas, das ich in meinem ganzen Leben nicht war. Ich freue mich, dass meine erste Mitfahrgelegenheit offenbar so unkompliziert ist. »Studieren Sie am Maryland Institute?«, frage ich. Die Uni scheint mir ein guter Grund zu sein, warum er in Baltimore lebt. »Nein, ich bin

selbständiger Unternehmer«, sagt er mit einem Seitenblick, der alle möglichen Spekulationen zulässt, während wir uns in den Baltimore-Ring einfädeln.

»Kennen Sie Armando Bó?«, frage ich, da ich das Gefühl habe, dass unsere Filmkenner-Unterhaltung Teil meiner »Bezahlung« ist. »Ich liebe seine Filme«, brüllt Harris begeistert, während wir auf der I-70 westwärts rauschen, auf der ersten Etappe meiner Reise nach San Francisco. »Armando ist zwar schon eine Weile tot, aber er sollte noch mehr gewürdigt werden«, rufe ich über die Musik hinweg, und mein Chauffeur stimmt mir zu. »Diese Isabel Sarli war so was von heiß! Und ihre Brüste waren echt!«, lässt er sich in echter Nippel-Nostalgie über die ehemalige Geliebte des Regisseurs und den Star all seiner Filme aus. »Und sie lebt noch!«, brülle ich. »Fünfundsiebzig ist sie! Ich hab neulich erst mit ihr telefoniert«, prahle ich und merke, dass er beeindruckt ist. »Im Ernst?« Harris reißt die Augen auf. »Doch, wirklich«, antworte ich und hebe die Hand zum Schwur. »Ein südamerikanischer Trashfilm-Fan hat uns zusammengebracht, und obwohl ihr Englisch ein bisschen eingerostet war – aber immer noch weit besser als mein Spanisch –, konnte ich ihr verständlich machen, wie viel ihre Filme *Fury*, *Fever* und *Fuego* mir und auch *Divine* bedeutet haben.«

»Wieso drehen Sie keine Filme mehr?«, fragt Harris plötzlich, fast ein wenig verschämt. Ich erzähle ihm von der Drehbuchförderung für *Fruitcake*, einem »schrecklich schönen Weihnachtsabenteuer für Kinder«, für das ich das Drehbuch geschrieben hatte. Kurz vor Drehbeginn setzte die Rezession ein, das Independent-Filmbusiness, so wie ich es kannte, brach zusammen, und jetzt wollen Verleiher und Investoren

die Budgets unter 2 Millionen Dollar halten, was ich nicht mehr kann. »Tja, ich könnte Ihnen das Geld geben«, sagt er nonchalant. Ich traue meinen Ohren nicht. »Wie meinen Sie das?«, stammele ich. »Sie können doch ein Geheimnis für sich behalten, oder?«, flüstert er verschwörerisch. »Klar«, murmele ich, was auch stimmt, vor allem, wenn es ein gutes ist. »Ich bin Marihuana-Dealer ... Keine Angst, hier im Auto ist nichts, das ist alles auf meiner Farm in West Virginia, aber ich hab jede Menge Bargeld. Wie viel brauchen Sie?« »Zirka 5 Millionen«, vertraue ich ihm schmunzelnd an, wohl wissend, dass Harris mich auf den Arm nimmt. »Kein Problem«, sagt er strahlend, als hätte ich ihn in den Sechzigern in Berkeley um etwas Kleingeld gebeten. »Das meinen Sie nicht ernst, oder?«, frage ich und denke: Wie ist das möglich? Seit fünf Jahren versuche ich vergeblich, dieses Geld aufzutreiben. »Ist wirklich kein Ding«, sagt er, als wir über die Grenze nach West Virginia fahren und ich den Nervenkitzel der illegalen zwischenstaatlichen Finanzierung verspüre. »Vielleicht könnten wir eine Art Gesellschaft gründen, das hab ich früher oft gemacht«, biete ich ihm an. »Nee«, erwidert er gutmütig. »Ich geb Ihnen das Geld einfach bar, und sollte der Film irgendwann Gewinn machen, zahlen Sie es mir zurück.« *Bar?! 5 Millionen Dollar in bar?* »Großer Gott, wie soll ich das der Steuerbehörde erklären?«, frage ich Harris. »Die fragen doch nicht, wo Sie das herhaben, oder?«, antwortet er gelassen. »Zahlen Sie's einfach zurück, und ich wasche es über eine Nagelstudiotette, in der ich stiller Partner bin.« »Okay«, sage ich unter Schock, schließlich will ich den Deal nicht vermasseln, falls er es wirklich ernst meint.

Ich bin so sprachlos über meinen neuen »Geschäftspart-

ner«, dass ich gar nicht merke, wie wir den Highway verlassen und auf einer Landstraße weiterfahren. »Wir sind praktisch da«, erklärt Harris, als er mehrmals im Kreis und auf kleineren Straßen hin und her fährt. Ich schätze, er will sichergehen, dass wir nicht verfolgt werden, aber ich halte jetzt erst mal den Mund.

Endlich biegen wir in einen hübschen Feldweg ein, über dem die Bäume ein natürliches Dach bilden, und dann in eine nicht gekennzeichnete, mehrere hundert Meter lange Einfahrt, eingebettet in die Hügel von West Virginia. Vor uns liegt ein liebevoll restauriertes, aber nicht zu sehr yuppifiziertes Bauernhaus, Mitte 19. Jahrhundert, mit Blick auf einen Teich, in den sanft plätschernd ein Wasserfall fällt. Ausladende Bäume und blühende Pflanzen vervollständigen die Idylle. Harris' unglaublich aparte Frau, barfuß, obwohl erst Mai ist, in feuerwehrroten Jeans und einem langärmeligen schwarzen T-Shirt, gießt die Blumen auf der Terrasse.

»Das ist Laura«, stellt Harris uns vor. »Du kennst ja John Waters und seine Filme.« Sie begrüßt mich mit einem herzlichen Lächeln, und mir fällt auf, dass auch sie nach Gras riecht. »Ich gebe ihm 5 Millionen Dollar, damit er seinen neuen Film machen kann«, erwähnt er praktisch nebenbei, was Laura nicht sonderlich zu überraschen scheint. »Ach, schön«, sagt sie und sieht kaum von den schwarzen Tulpen (meine Lieblingssorte) hoch, die sie gerade kunstvoll auf einem Tisch arrangiert hat. »Wir versuchen schon so lange, Geld in Filme zu investieren«, erklärt sie fröhlich. Ich grinse, schweige aber weiter staunend. »Ich mach uns was zu essen«, verkündet Harris und tritt ins Haus, woraufhin Laura ihm folgt, um zu helfen.

Ich sitze einfach da und kann mein Glück nicht fassen. Meine erste Mitfahrgelegenheit, und schon bin ich zurück im Filmbusiness. Harris und Laura kommen bald wieder, es gibt Geflügelsalat von freilaufenden Hühnern, denen Laura, wie sie mir anvertraut, heute Morgen eigenhändig den Hals umgedreht hat. Nach den frisch gepflückten Blaubeeren zum Nachtschicht faltet Harris sorgfältig seine Stoffserviette zusammen (»von Martick's«, wie er stolz verkündet, einem bei den Bohemiens in Baltimore beliebten Restaurant, das kürzlich schließen musste) und sagt: »Lass uns ein paar Schritte gehen, John.« Ich folge ihm erwartungsvoll zu einer abgelegenen Ecke des Grundstücks, wo mir Harris verrät, wir würden jetzt »das Geld ausbuddeln«. Ich sage nichts. »Hey, Schatz«, brüllt er zu Laura rüber. »Ruf mal bei FedEx an und sag unserem Freund, er soll seinen faulen Arsch in Bewegung setzen. Wir haben eine Sondersendung für ihn.«

Harris dreht sich zu mir um und fragt: »Hast du eine Kundennummer bei FedEx? Falls nicht, wir haben noch eine für solche Zwecke.« »Du willst das Geld per FedEx schicken?«, erkundige ich mich und kann nicht fassen, dass er es mir tatsächlich *jetzt* geben will. »Klar«, antwortet er. »Oder wolltest du durchs ganze Land damit trampeln?« »Äh, nein«, stottere ich und nenne ihm meine Nummer, die ich auswendig kenne. »Super«, sagt er und notiert sie. »Wir schicken es direkt an deine Adresse.« Wie bestellt, kommt Laura flink wie eine Gazelle mit einem Stapel FedEx-Kartons zum Zusammenfalten vom Haus rübergelaufen. Sie hat ein wunderbares, heiteres Lächeln auf den Lippen. Vielleicht ist dies die erste ihrer Millionen, die sie weitergeben. Man sieht ihr an, wie viel Freude ihr die Menschenliebe macht.

Harris holt eine Schaufel hinter der verwitterten Scheunentür hervor und führt mich noch weiter weg zu einem scheinbar von Reben überwachsenen Stück Land. »Hier«, sagt er, reißt ein paar unechte Klumpen Erde unter den Blätter-Attrappen hoch und fängt an zu graben. Laura zieht sich Gummihandschuhe über. Noch bevor Harris ins Schwitzen gerät, höre ich die Schaufel auf Metall stoßen. »Bingo«, säuselt Laura und zwinkert mir freundlich zu. »Ich glaube, wir sind auf eine Goldader gestoßen«, scherzt Harris und hievt mit seinen dünnen, aber muskulösen Armen einen kleinen Safe mit Zahlenschloss hoch. Laura reicht mir einen FedEx-Karton und holt einen Paketbandabroller raus. An meinem panischen Gesichtsausdruck erkennt sie sofort, dass ich keine Ahnung habe, wie man die Dinger zusammenbaut, und nimmt ihn mir wieder ab. »Schon okay«, flüstert sie. »Das musst du nicht machen, du bist schließlich der Regisseur.« Mit einer einzigen Bewegung steckt Laura den Karton zusammen, klebt ihn fix wie Speedy Gonzales mit Paketband ab und reicht ihn mir, als täte sie den ganzen Tag nichts anderes. Harris setzt den Safe ab, und während Laura flugs die Kombination einstellt, wende ich den Blick ab und hoffe, nicht gierig oder, noch schlimmer, hinterhältig rüberzukommen. Harris läuft etwa zehn Meter weiter, reißt ein falsches Rasenstück aus dem Boden und fängt wieder an zu graben. Ich höre ihn »There's No Business Like Show Business« pfeifen, und zwar erstaunlich gut.

»Hier, bitte!«, sagt Laura, während sie den Safe öffnet und mir das erste Bündel mit zehntausend 100-Dollar-Scheinen gibt, insgesamt eine Million, wie sie mir versichert. Es kommt mir schwer vor, aber sie lächelt nur milde und sagt: »Das sind

gerade mal 12 Kilo. Ich musste mit 3 Millionen Dollar unter meinen schlabbrigen Winterklamotten durch den Zoll, und glaub mir, das ist echt anstrengend, aber ich will mich nicht beklagen. Ach, was tut man nicht alles, damit Amerika weiter high werden kann.«

»Hier ist noch mehr!«, erklärt Harris fröhlich, als er einen zweiten Safe aus seiner »Gruft« hievt und am Zahlenschloss dreht wie ein Safeknacker de luxe. »Das sollte für ein paar Musikrechte reichen«, kichert er glücklich und hält die nächste Million in Scheinen in den Händen. »Johnny Knoxville lässt sich sicher gern in bar bezahlen, oder?«, fragt Laura mit einer Liebenswürdigkeit, wie man sie im Showbusiness heute kaum noch erlebt. »Oh ja, bestimmt«, bestätige ich. Beeindruckend: Anscheinend kennt sie sich so gut mit meinen Filmen aus, dass sie sogar weiß, mit wem ich gern als Nächstes drehen würde. Darüber, was wir Johnnys Agenten erzählen, mache ich mir später Gedanken.

Etwa eine Stunde später haben Harris und Laura drei weitere kleine Safes ausgegraben und den ganzen Zaster in neun großen FedEx-Kartons verstaut. Ich nehme an, das reißt kein allzu großes Loch in ihre unkonventionellen Bankgeschäfte. »Wir vertrauen dir«, sagt Harris herzlich, während er den letzten Karton zuklebt. »Ja, wirklich«, ergänzt Laura mit einer kriminell-kapitalistischen Gelassenheit, die ich nie vergessen werde. »Das ist unsere bescheidene Art, dir für deine Filme zu danken«, sagt sie. »Außerdem wird *Fruitcake* bestimmt ein Hit.« »Aber deswegen musst du nichts am Drehbuch ändern, wenn du es nicht willst«, flötet Harris gutgelaunt. »Uns ist es egal, ob der Film das Geld wieder einspielt.« »Na los«, sagt Laura. »Wird Zeit, dass ihr loskommt. Du hast noch

einen langen Trip vor dir.« »Auf dass es weiter so gut läuft«, wünscht Harris.

Ich umarme meine neuen, mir freie Hand lassenden Produzenten, dann laden Harris und ich die vielen Kartons in den Kofferraum. Wir steigen ein und winken Laura zu, die nun Pflanzen eintopft wie eine zufriedene demente Kleingärtnerin. Als wir losfahren, landet ein schwarzer Schmetterling Douglas-Sirk-mäßig auf ihrer Schulter, und sie winkt mit einem Lächeln zurück, mit dem sie Julia Roberts arbeitslos machen könnte.

»Hast du Zoo gesehen?«, fragt Harris, sobald wir wieder auf der Straße sind. Offenbar kann er es kaum erwarten, unsere Kultfilmdiskussion weiterzuführen. »Klar«, antworte ich stolz. »Du meinst diesen künstlerisch angehauchten Semidokumentarfilm über den Mann in Seattle, der stirbt, nachdem er Sex mit einem Hengst hatte? Ich bin mit dem Film auf Tour gegangen – in Sydney waren wir sogar in der Oper damit.« »Genau der«, sagt Harris. »Die Typen, um die es da geht, taten mir leid«, erklärt er. »Die Geschichte ist traurig, aber würdevoll erzählt. Hast du der Tierschützerin geglaubt, die im Interview meinte, nachdem diese Zootypen weg waren, hätte sie ein kleines Pony beobachtet, das ›einem größeren Pferd einen geblasen‹ hat? Das war doch Bullshit.« Harris schüttelt den Kopf. »Ich mag Tiere«, fährt er fort, »aber wenn das Pferd einen Ständer hatte und den Kerl bestiegen hat, kann man den Sex schlecht ›nicht einvernehmlich‹ nennen, oder? Wenn ein Tier einen hochkriegt, ist es dann nicht willig?«

Bevor wir die Debatte beenden können, halten wir vor dem FedEx-Laden. Auf dem Schild draußen steht GOING

POSTAL, ein erstaunlicher Verweis auf eine Serie von Amokläufen in US-Postfilialen Ende der neunziger Jahre. Harris informiert mich, dies sei die einzige »korrupte« Station im Land und er ihr einziger Kunde. Dank seiner vielen Aufträge sei sie immer noch in Betrieb, ohne dass die Zentrale sich darum kümmere.

Der Mann am Tresen sieht aus, als wäre er gerade erst aus einem Gefängnis für Biomarkt-Angestellte geflohen. In seine Haare hat er sich das FedEx-Logo rasieren lassen, er trägt einen großen Nasenring und auf der Stirn ein Tattoo mit den Buchstaben »UPS«. Seine alte DHL-Uniform hat er mit einem Post-Outfit zusammengenäht, herausgekommen ist die postmoderne Tracht eines psychisch instabilen, aber stolzen Briefträgers. Auf seinem Namensschild steht RETURN TO SENDER. Harris und er sind augenscheinlich Kumpels und begrüßen sich mit dem Hipster-Fauststoß. Es werden keine Fragen gestellt. Ich fülle die Formulare aus und hoffe, meinerseits nicht übereifrig zu wirken. »Dann ist ja alles klar!« Harris holt einen riesigen Joint raus und überreicht ihn Return to Sender. Ich schätze, das ist sein Trinkgeld.

»Danke, Harris«, sage ich aus tiefstem Herzen, als wir wieder in seinen unscheinbaren Wagen steigen. »Bei mir musst du dich nicht bedanken«, erwidert er bescheiden und fädelt sich in den Verkehr ein, wobei er die ganze Zeit penibel darauf achtet, nicht zu schnell zu fahren. »Bedank dich bei den Kiffern von der Delmarva-Halbinsel. In Wirklichkeit finanzieren *die* deinen Film.« Mit diesen Worten fährt er vor einer Auffahrt zur I-70W rechts ran und sagt mir adios. »Hier ist meine Karte.« Er reicht mir eine Visitenkarte auf Pyropapier, wie es Buchmacher und illegale Lotteriebetreiber früher be-

nutzt haben. Ich entziffere die Nummer von einem Postfach in Triadelphia, West Virginia, und Harris fordert mich auf, ich solle sie »noch mal lesen und nicht vergessen«. Ich gehorche. Plötzlich flammt die Karte auf und wird zu Asche. »Gute Reise«, sagt Harris, als ich aussteige (auf einmal wieder ein aktiver Filmregisseur) und gleich darauf den Daumen hochhalte. Harris gibt Gas, winkt mir ein letztes Mal zu und sieht im Rückspiegel, wie sofort jemand anhält und mich mitnimmt. Es ist gerade mal halb drei Uhr nachmittags.